

Wer bist du? Was machst du? Ich weiß nicht. Woher kommst du? Was hast du vor? Ich weiß nicht. Wie alt bist du? Was ist dein Beruf? Ich weiß nicht. Ich weiß nicht, ich weiß nicht, kannst du nicht etwas anderes sagen? Ich weiß nicht. Komm mit, ich werde dich zu unserem Chef bringen. Er forderte den jungen Mann auf einzusteigen und sie fuhren zur Konzernzentrale. Nein, er ließ den Burschen in die Kutsche einsteigen und sie fuhren zum Königshof. Die Firma, die er vertrat, war Marktführer in der Softwareentwicklung. Ein interessantes Studienobjekt. Jedenfalls würde sich der Chef amüsieren, das glaubte er bestimmt, und bestimmt hätte er Verwendung für den durchaus freundlichen und kräftig gebaut wirkenden jungen Mann. Vom König zum Softwarekaiser! Sie stiegen vor den Eingangstrepfen des Glaspalastes aus. Sie durchquerten die automatisch sich öffnenden Türen. Der Mitarbeiter grüßte die Leibwächter, er grüßte den Gärtner, grüßte einige weitere Angestellte, die durch die Gänge eilten. Der Bursche oder der junge Mann sagte anstatt eines Grußes, *ich weiß nicht*.

Die Kinder lachten. Entweder hörten sie gar nicht zu oder sie waren bereits immun gegenüber den Bildern, die möglichst dramatisch in ihren Köpfen aufgehen sollten. Oder sie hatten einfach keine Lust, sich an dem Vorhaben zu beteiligen. Ein Märchen adaptieren, wie einen Motor auseinandernehmen und wieder zusammenbauen. Ein Märchen zerdröseln, es so lange lesen und nacherzählen, bis der Leser oder Nacherzähler in diesem Märchen lebt, es als sein Lebensmärchen weiß und weitergeben will. Wir müssen Vokabeln lernen, die Mathematikaufgaben wiederholen, uns auf Physik vorbereiten. Das Kind nimmt einen Anlauf und schießt den Ball in die Ziersträucher. Neben der Spielstraße ist eine Tafel mit der Aufschrift: *Schrittempo* angebracht. Auf dem Vorhang des Arbeitszimmers marschieren die gehäkelten Elefanten auf und ab. Sie trampeln eine Bresche in den Dschungel. Sie trampeln über die roten Autodächer und sie trampeln die roten

Autodächer in den Dschungel hinein. Dazu tausende Variationen von Grün, aus denen die Cellotiraden herauswachsen. Was willst du von uns? Nur zuhören sollt ihr? Worum geht es? Es geht immer um dasselbe:

Es war einmal eine arme Witwe, die hatte einen einzigen Sohn, der hieß Hansl. Als er herangewachsen war, suchte er sich einen Dienstplatz und kam dabei in einen tiefen Wald. Dort erblickte er ein kleines Häuschen. Ein uraltes Weiblein öffnete ihm und sagte: »Ja, ich brauche einen Knecht.« Seine Arbeit bestand darin, die drei Rösser im Stall jeden Tag spiegelblank zu putzen und ihnen den eigenen Mist zu fressen zu geben und sie danach auszupeitschen. Eines Tages verreiste die Alte und gab dem Hansl die Schlüssel des Hauses. Jedes Zimmer dürfe er sich ansehen, nur das zwölfte nicht. Doch die Neugier war zu groß. In diesem Zimmer stand ein Bottich, er griff hinein und sein Finger war voll Gold. Er fuhr sich durchs Haar, so war auch das Haar voll Gold. Er sagte der Alten nichts vom zwölften Zimmer, band sich einen Lappen um den Kopf. Am Abend hörte er plötzlich den Schimmel sprechen: Ob er auch von hier wegwolle und dass sie, die Pferde, ihm dabei helfen, denn sie wüssten den Weg. Er solle aber Striegel, Bürste, Staubtuch und Peitsche mitnehmen. Im Morgenrauen verfolgte sie bereits die Alte, eine Hexe, und wollte sie wiederum in ihre Gewalt bringen. Der Schimmel instruierte den Hansl, Bürste, Striegel, Staubtuch und Peitsche der Reihe nach hinter sich zu werfen. Jedes dieser Relikte behinderte die Alte und verschaffte dem Hansl und den Pferden einen Vorsprung. Schließlich erreichten sie die magische Grenze und waren vorläufig gerettet. Sie kamen zu einer Felsenhöhle. Der Schimmel sagte zu Hansl: »Geh in die Höhle, dort wirst du einen Säbel finden, mit dem musst du uns allen dreien den Kopf abhacken, und du darfst drei Jahre nichts anderes als *ich weiß nicht* sagen.« Schweren Herzens nahm er den Säbel, schlug den Pferden die Köpfe ab. »Falls du uns brauchst«, hatte der Schimmel noch

gesagt, »so komm hier zur Felsenhöhle und denk dir, wenn jetzt bloß mein Schimmel, mein Fuchs oder mein Brauner da wäre! Und wir werden dir helfen.« Ein Diener des Königs wurde auf den Hansl, den eine Kinderschar verspottete, aufmerksam. Er nahm ihn mit auf den Königshof und weil er nichts anderes als *ich weiß nicht* sagte, teilte der König ihn dem Gärtner zu. Er arbeitete fleißig und die Pflanzen gediehen prächtig. Der König hatte drei Töchter und wollte sie verheiraten. Er veranstaltete ein Wettreiten. Der Ichweißnicht lief heimlich zur Felswand, dachte, wenn jetzt bloß mein Brauner da wäre, und schon stand dieser zur Verfügung, samt Zaumzeug und Ritterrüstung. Mit offenen goldenen Haaren siegte der Ichweißnicht weit vor den anderen, gab danach aber seinem Pferd die Sporen und sprengte in den königlichen Garten, um dort alles kurz und klein zu schlagen. Dabei rief er unentwegt: »Ich weiß nicht, ich weiß nicht, ich weiß nicht.« Die jüngste Königstochter beobachtete ihn dabei. Aber oh Wunder, am nächsten Tag blühte der Garten umso prächtiger. Beim Wettstreit um die Gunst der mittleren Tochter passierte das Gleiche. Auch bei der jüngsten Tochter war der Ichweißnicht diesmal mit seinem Schimmel der Sieger, doch wieder sprengte er davon. Der König lud schließlich zu einem großen Fest, wobei die Töchter sich unter den anwesenden Prinzen und Grafen einen Gemahl wählen sollten. Die beiden Älteren fanden sich bald einen Mann, doch die Jüngste zerrte den Ichweißnicht hinter einer Tür, wo er sich versteckt hatte, hervor. Der König schämte sich und jagte sie mit Schimpf und Schande fort. Der Königin hatten sie es zu verdanken, dass die jüngste Tochter mit dem Ichweißnicht in einem kleinen Häuschen außerhalb der Stadt wohnen durfte. Da wurde dem König der Krieg erklärt und der Ichweißnicht schlug die Feinde auf seinem Schimmel reitend und fechtend in die Flucht. Er wurde jedoch verwundet und der König verband ihn mit seinem Sacktuch. Daran erkannte der König später seinen Schwiegersohn und bat ihn um Verzeihung. Sie durften wieder zurück auf das Schloss. Nach seiner Genesung

waren gerade die drei Jahre um. Er ging zur Felsenhöhle und dort erwarteten ihn drei Königstöchter. Jede von ihnen wollte ihn heiraten. Es geht nicht, sagte er, ich bin schon verheiratet. Sie baten ihn, wenigstens dorthin mitzukommen, wo die Hexe ihr Häuschen hatte, da befand sich jetzt eine große Stadt und hier lebte ihr Vater. Der alte König freute sich von Herzen, als er seine Töchter sah, und vermachte dem Hansl das halbe Königreich. Jetzt wurde noch einmal Hochzeit gefeiert und sie holten die Mutter von Hansl auf das Schloss und es ging ihr gut, solange sie lebte.\*

*Es war einmal eine arme Witwe, die hatte einen einzigen Sohn, der hieß Hansl.* Der Landschaftsausschnitt stand vor dem Auge, regte sich nicht. Eine Person hieß Tante Fani, die andere Konrad, wieder eine andere die Ungenacherin. Es gab ein großes Aufgebot an Baumästen, an verschiedensten Nadelblattformen und witterungsbedingten Veränderungen an den Balkonbrettern. Das Bedürfnis, sich umzudrehen, um einen auf dem Sofa liegenden Papiersack zu sehen, war groß, wie auch das Bedürfnis groß war, den Fernseher einzuschalten, um die tagtäglichen Nachrichten als bequeme Überschaubarkeit und Dazugehörigkeit zu empfangen. Und, sagten die Kinder. Zieht erst einmal euren Pyjama an! Und? Was denn und? Was machte sie? Wer war sie? Wer war was? Die Witwe. Und der Sohn selbstverständlich. Vielleicht war die Witwe Tante Fani. Was für eine Tante Fani, wir kennen keine Tante Fani. Stellt euch doch Tante Fani einfach vor. Du meinst, wir sollten uns unsere Tante Fani vorstellen, die es nicht gibt, nicht gegeben hat und auch nicht geben wird. Also gut, ich habe an Tante Fani gedacht, sie war zwar keine Witwe, sie war auch nicht arm, aber irgendwie doch, und sie hatte einen Sohn, der hieß zwar nicht Hansl, er hieß Konrad, und er war, soviel ich weiß, der einzige Sohn. Die Geschichte spricht doch von einer

---

\* aus: Der Ichweißnicht. Ein Schwabenmärchen aus Ungarn

armen Witwe! Es passt nichts zusammen. Meinetwegen passt nichts zusammen, schlafen sollt ihr. Das Licht schien sich nicht zu verändern. Es war graumilchig. Die Kinder schliefen zwar nicht, sie stellten aber auch keine Fragen mehr, sie spielten oder tollten mit dem Wasserball durch die Wohnräume. Was ist mit dem abhandengekommenen Vater? Ist die Frage nach dem Mann der Witwe eine Schlüsselfrage? Schlüsselfrage ja, aber geht es denn darum, etwas aufzusperren, etwas knacken zu wollen? Nein, es geht um ganz etwas anderes. Und das wäre? Hat der Vater bereits am Polenfeldzug teilgenommen? Das könnte sein. Und am Russlandfeldzug? Das ist anzunehmen. Er ist bestimmt im Krieg gefallen. Gefallen und verschollen. Das ist anzunehmen. Oder er ist, wie man sagt, im besten Mannesalter an Krebs verstorben oder an einer infektiösen Gelbsucht. Schwer zu sagen. Tante Fani, ihr Mann, Konrad, sie sind alle längst verstorben. Es ist alles schiefgegangen, das mit den Pferden und das mit der Ungenacherin, die Geschichte muss völlig umgeschrieben werden. Was bleibt übrig? Die Frage? Was bleibt übrig?

Ist der Ichweißnicht von zu Hause weggegangen? Selbstverständlich nicht. Der Wald ist zu ihm ins Zimmer gekommen. Der Wald, das ist der Fernsehapparat, das sind die Bilder aus dem Fernsehapparat. Der Wald, das sind die Gedanken des Ichweißnicht über den Wald, über den Fernsehapparat, über die Bilder aus und im Fernsehapparat. Den ganzen Tag lang werden diese Bilder gegessen. Der Ichweißnicht wiegt neunzig Kilogramm, bei einer Größe von Einemmeterfünfundsiebzig ist das Übergewicht. Die Fernsehbilder irren durch den Wald. Der Wald, das ist die Scham, der Wald, das ist die Nähe des Schoßes oder Schlosses. Der Fernsehapparat ist ein Geschlecht. Lass uns, oh Herr, eingehen in dein Reich! Der Wald, das ist die tage- und nächtelange Begleitmusik aus sämtlichen Lautsprechern und Boxen. Der Wald, das ist die Rückkehr in die Unkenntlichkeit, in den Ichweißnicht-Schoß. Die Rücken der Fotoalben tragen das Ihre dazu bei. Auch

die Maserung des Holzfurniers trägt das Ihre dazu bei. Eine Vase steht auf einem Kinderdreiradler und auch sie trägt das Ihre dazu bei. Wald im Zimmer, Wald aus dem Fernsehapparat. Wahllos Bilder und es lässt sich kein Reim darauf machen. Die Cellotöne sind eine Melodie, eine Leuchtspur im Wald. Doch sie führt nirgendwo hin. Sie ertönt und sie ist auch schon wieder zu Ende. Die Tuchent ist warm. Der Korbsessel ist grau. Die Schubladen des Tisches sind voller Äste. Der Fernsehapparat ist eingeschaltet. Der Wald, das sind die Bilder vom Skizirkus. Jeder Schifahrer, jede Schifahrerin bringt mit seinem/ihrem Rennlauf den Wald ins Wohnzimmer. Und bringt den Wald in den Zuschauer und der Zuschauer weiß nicht, dass er sich im Wald verirrt, weiß, dass er sich endgültig im Wald verirrt hat. Er schaltet den Fernsehapparat ab und bemerkt, dass es draußen neblig ist, dass es Jänner ist und an der Zeit, sich um das Mittagessen zu kümmern. Der Wald ist ins Zimmer gekommen. Das Zimmer ist voll mit Baumstämmen, es ist voll mit Moos und Flechten und Pilzen. Das Zimmer ist ein Waldhaus, eine Kugelschreiberspitze, eine Papierfabrik. Das Zimmer ist voll mit Schriftzeichen. Das Zimmer ist das Waldhaus und die uralte Frau lässt nicht lange auf sich warten. Da ist sie schon. Was willst du?

Das nicht mehr Zeugungsfähige als Endpunkt, als Machtkonzentrat im Niemandsland. Es ist eine Bastion. Du unterwirfst dich, du lässt dieses Niemandsland in dir groß werden. Es ist eine Insel, vorläufig ist sie ein Überlebensmittel. Das uralte Weiblein sagt: Deine Aufgabe hier ist, die Pferde im Stall zu füttern. Du musst es genau so machen, wie ich es dir sage: Du musst sie putzen und abreiben, bis sie glänzen, du musst ihnen den eigenen Mist zu fressen geben und du musst sie mit der Peitsche schlagen, so fest du kannst. Morgens und abends ist das dein Stalldienst. Ich bin das uralte Weiblein, ich bin die Pferde im Stall, ich bin die Peitsche, ich füttere mir den eigenen Mist. Der eigene Mist ist das eigene Wort, das auf der Stelle tritt. Ich bin der Schimmel,

der seinen eigenen Mist zu fressen bekommt. Ich bin Konrad. Ich bin das Konrad-Denken. Ich bin das Ichweißnicht-Denken. Eine Insel, eine Insel im Wald, eine Bastion, eine Überlebensposition, nahe am Eingang, nahe am Geburtserleben, nahe am Übergang. Die Bäume sind Haare, die Stallarbeit ist das Delirium des Trinkers. Der eigene Mist wird gefüttert. Die Peitsche knallt und das Polieren ist ein Reinmachen, das wehtut. Verdörnte Paprikaschoten, ein CD-Player, eine Fernbedienung: Der Wald, das sind die wahrgenommenen Dinge im Zimmer, das ist der buchstäbliche eigene Schopf, an dem ich mich aus dem Sumpf ziehen will. Die Geschichte, die Wörter sind das Eingeständnis des: So geht es nicht weiter. Sie sind aber auch die Hoffnung als ein: Hellblaue Farbe des Klotteppichs, hallo!, oder sanfte Rundung der Sessellehne, ich grüße dich! Uraltes Weiblein, sehr attraktiv, geschminkt und freizügig, allerdings unfruchtbar, ich grüße dich! Gib mir deinen Arsch, deine Brüste, deinen Mund, ich grüße sie. Der Wein wird hinuntergeschüttet. Die Dämmerung wartet. Der Weg ist keiner. Die Sätze beißen sich in den eigenen Schwanz. Der Wald ist die Hand am Geschlecht. Das Suchen ist die Geschichte. Das Verirren ist das Übliche. Das Maß ist längst noch nicht voll. Was soll ich tun, Hexe? Besser, ich, Hexe, was soll ich mit mir tun? Trink da, stoß zu, treib die Sätze im Kreis. Es ist ein komfortables Überleben. Selbst die Nachrichten werden zu Haarsträhnen, zu Streichelsätzen, zur Waldhausbehübschung. Wir sind doch ganz gut versorgt hier. Trink, iss, lass dich ansehen; und sie legten sich ins Bett. Still war es im Wald, still und ruhig, und die Pferde im Stall waren versorgt. Die Zimmerantenne glotzte in die Dämmerung und es kam, wie es kommen musste, und es kam noch ganz anders und die Redensarten tanzten und das Urintrinken wurde Mode.

Schau, die Batterie oxydiert! Der Traktor steht auf der Schuh-schachtel. Der Tretroller blinzelt beim Wickeltisch hervor. Der Tretroller blinzelt nicht. Der Papagei liegt mit dem Schnabel auf

der notdürftig mit einem Fleckerlteppich ausgestaffierten Matratze. Auf dem Schreibtisch liegt ein dicker Versandhauskatalog. Die Erinnerung an das große Haus mitten im Wald mit Pferden im Stall, mit vielen Zimmern, mit dem Wissen, du selbst hast den Stacheldrahtzaun gezogen, du selbst hast den Gartenzaun unter Strom gesetzt. Das Wissen: Alles gleichgültig. Stoffblumen wachsen in der Wohnung. Gebirge falten sich auf. Farbstifte leuchten herüber. Bäche frieren auf der Stelle zu. Das Gelb eines Amselschnabels leuchtet. Das Rosa leuchtet. Das Kind benützt die Farbstifte als Gewehr. Der Zuschauer benützt das Gesehene samt den Farbstiften als Gewehr. Das nackte weiße Blatt liegt auf dem Augapfel. Die Bananenschalen hängen auf den verdorrten Rosenstauden. Die Hufe der Pferde werden mit Tüchern umwickelt. Die Pferde werden aus dem Stall geführt. Aber das Haus ist leer. Niemand schnarcht in den oberen Stockwerken. Die Pferde werden wieder in den Stall geführt. Kein Pferd spricht. Es schneit.

*Es war einmal eine arme Witwe, die hatte einen Sohn, der hieß Hansl.* Das Kratzen des Filzstiftes auf dem dicken Papier. Auf dem Berg blitzt es, sagt das Kind. Die Bergspitze leuchtet in der Winter-sonne. Festgelegt in frisch gewaschenen Socken, zum Stillstand gekommen mit schwergewichtigem Magen, mit aufgequollenem Gedärm, mit hochgekrepelten Pulloverärmeln. So als würde man selbst aus dem Brunnen kraxeln, schuppige, gepanzerte Haut, krötenartiges Hochkommen, Herauskommen. Vollbepackt mit den Requisiten der Armut, mit den Requisiten der Witwe, und die Witwe eilt voraus in den Wald und verwandelt sich in eine Hexe. Wald, das Lebenselixier. Hier treiben sich die so genannten lichtscheuen Gestalten herum. Das Bündel wird gepackt und geschultert. Das Lebewohl hallt noch lange nach. Der Wald, das ist ein Fluidum, das ist die Quintessenz des Brun-nens. Kein Machtwort wird gesprochen. Kein Vogelhäuschen wird mit Sonnenblumenkernen gefüllt. Keine Parkanlagen



werden geplant. Keine Entscheidungen werden getroffen. Der Wald, das ist das Gehen, blindlings und beinahe ohne Bewegung. Bis schließlich das Ereignis eintritt. Bis das Eigene ausgespuckt und dir über den Kopf gestülpt wird. Der Wald, das ist die Konditionierung, der in Gang gekommene Eigenfluss, die Beschwörung des Unausweichlichen, eine Geburtsstunde. Das Bündel ist gepackt, die Farbstifte liegen auf dem kleinen Tisch, die Plüschtiere haben sich versammelt und spielen dir die letzte Zirkusvorstellung. Der Wald wartet. Der Drehsessel wartet. Die Steckdosen warten. Das Muster des Teppichbodens singt als Wind in den Blättern. Die Dunkelheit fasst Fuß.

Der richtige Weg ist der ausdrücklich verbotene Weg. Du musst deine dir selbst auferlegten Grenzen überschreiten. Du musst dich selbst überlisten. Wie soll das geschehen? Du weißt genau, was du dir verboten hast. Du weißt genau um die vielen Zimmer, die dir offen stehen. Du weißt genau, welches Zimmer dir verschlossen ist. Das verschlossene Zimmer ist dein Weg. Der Ichweißnicht muss dazu gezwungen werden, drei Jahre nichts anderes als *ich weiß nicht* zu sagen. Er muss dazu gezwungen werden, das zu sein, was er ist, ein Ichweißnicht. Drei Jahre sind eine Ewigkeit, zumindest ein halbes Leben. Gilt nicht auch in diesem Fall: Das Verbotene ist das Richtige. Antwort: Ich weiß nicht. Das heißt: Die Sätze dürfen nicht über die Lippen. Die Sätze, sie bleiben im Kopf. Die Sätze sind die Eispoliermaschine. Das Eis, es ist spiegelglatt, und du nimmst den Spiegel in den Mund, schon ist er zu Boden gefallen und zerbrochen. Das gibt sieben Jahre Unglück. Kann ich die Sätze rückgängig machen? Ja kein Wort vom richtigen Weg erwähnen, sag, die Vor-Frühstückszeit ist eine stille Zeit. Sag nichts vom verbotenen Weg, sag, die Neonlichtröhren des Schulschiffes gegenüber leuchten. Sag ja nichts von den dir selbst auferlegten Grenzen und deren Überschreitung. Sag, die Äpfel in der Glasschale wölben sich als rotgelbe, überreife Äpfel. Sag ja nichts vom verschlossenen Zimmer,

sag lieber etwas vom hellbraunen Teppich und seinen Sternchenmustern und sag nichts von dem, was dir nicht über die Lippen kommen soll, denn der Wasserhahn tropft. Abdrehen oder nicht abdrehen, sagen oder schweigen, die nass gewordene, über den Heizkörper gehängte Hose sehen und weiterschweigen. Die blaue, über das Bettsofa geworfene Decke sehen und weiterschweigen. Die Eispoliermaschine macht das Eis spiegelglatt. Die Eispoliermaschine löscht jede Erinnerung an das Schlittschuhlaufen. Warum? Das Schlittschuhlaufen ist ein Wortweg, er dreht sich im Kreis, er tanzt Pirouetten. Ein Schlittschuhweg ist ein Weg um die eigene Achse. Der Ruf nach der Eispoliermaschine wird laut. Die Eispoliermaschine ist der Kugelschreiber. Der Kugelschreiber ist Eispoliermaschine und Schlittschuhlauf in einem. Die Vor-Frühstückszeit ist eine stille Zeit, eine Zeit der stillen Post. Das Ichweißnicht-Imperium schlägt zurück. So viele unsichtbare Wächter vor dem verschlossenen Zimmer! Wie kannst du so etwas sagen? Sag lieber, ein Teddybär liegt mit gegrätschten Beinen auf der Kante des Bettsofas und schon ist die Tür des verschlossenen und verbotenen Zimmers offen. Das Zimmer ist kahl und schmucklos, nur in der Mitte steht ein großes Fass. Was ist in dem Fass?

*Mit dem muss man sich ja sogar im Krieg schämen!* In der Bibliothek der Schule brennt Licht. Dem König wurde ein großer Krieg erklärt. Der Ichweißnicht soll mitkommen in den Krieg. Vielleicht wird er getötet, dann ist ihn meine Tochter (ich bin auch der König!) los. Die Felshöhle, der geheime Ort, ist das Fünfuhrmorgenwohnzimmer. Der imaginierte Schimmel ist bereits da und schnaubt zur Bekräftigung. Die Pferdesätze bringen sich zur Sprache. Die Pferdesätze rüsten sich für den Krieg. Das goldene Haar wird unter den Helm gezwängt. Die Papiercontainerbilder bieten sich zur Betrachtung an. Die Schlacht beginnt mit einer eichenfurnierten Gläserkredenz. Der Gegner ist das Stimmengewirr, ist das Gedröhne des das Tal durchbrausenden Zuges. Der

Ichweißnicht ist ein Schwamm, der die Wahrnehmungen aufsaugt und sie zu buchstabieren beginnt. Der Schimmel steht bereit. Der Schimmel ist die große Sehnsucht. Der bevorstehende Krieg ist die Macht der Veränderung. Der Schimmel ist das Schlachtross schlechthin. Teppichboden, Parkettboden, Computerspielkonsole sind Kriegsteilnehmer. Andere Kriegsteilnehmer, etwa Zierfischpolster, Spielkarten, Bausteine liegen verstreut am Boden. Der Säbel des Ichweißnicht hat sie hingestreckt. Der Ichweißnicht wirft sich ins Schlachtgetümmel. Er reißt die Kartons aus dem Papiercontainer. Er löscht auf den Kartons Figuren und Schrift mit Filzstiftstrichen und mit Acrylfarbe. Im Schlachtgetümmel reißt er einen alten abgebeizten Holztisch hoch über den Kopf und wirft ihn in das Fünfuhrmorgenzimmer, sodass dem König Hören und Sehen vergeht. Die Feinde des Königs, die ihn schon in ihrer Gewalt hatten, lassen ihn frei und ergreifen die Flucht. Der Ichweißnicht sitzt auf seinem Schimmel, sein Säbel trifft diesen und jenen Teil des Fünfuhrmorgenzimmers. Die Gegner schwenken die weiße Fahne und wollen Verhandlungen. Du hast mir sehr geholfen, sagt der König zum Ichweißnicht. Der Ichweißnicht sagt kein Wort und gibt zum gegebenen Zeitpunkt seinem Pferd die Sporen. Der Ichweißnicht ist verwundet. Der Schimmel bringt ihn sicher zur Felsenhöhle. Dort zieht er sich sein zerlumptes Gewand an und schleppt sich, er ist am Fuß getroffen, zu seiner Frau nach Hause. Sie ist entsetzt und will im Königsschloss Hilfe holen. Um das Blut zu stillen, hat der König dem Ichweißnicht sein Taschentuch umgebunden. Der König, der Ichweißnicht, das Fünfuhrmorgenzimmer, die alte Frau, sie alle haben sich auf die Ebene der Buchstaben zurückgezogen. Sie alle kämpfen in der Entscheidungsschlacht um ihre ganz besonderen Positionen. Tante Fani kämpft um ihre Position. Konrad kämpft um seine Position. Die leeren Marmeladegläser kämpfen um ihre Position. Was ist mit dem Konzernherrn? Wie steht es mit den Börsenmaklern, mit den Gärtnern und Regierungsbeauftragten, und was ist mit den übrig gebliebenen Adventkalendern?